

torin macht nicht nur verständlich, warum es innerhalb der Frauenbewegung heftige und zum Teil durchaus unsolidarische Kritik auf sich zog, sondern plausibilisiert auch ihre These, dass der Emanzipationsversuch der Protagonistin gescheitert ist.

Dass *Häutungen* „als paradigmatisch für die Literatur der westdeutschen Frauenbewegung gelten“ könne, ist allerdings nicht wirklich zutreffend. Schließlich war diese in den 1970er und 80er Jahren weitaus vielfältiger und reichte von Karin Stucks proletarisch-feministischem Proto-Roman der Neuen Subjektivität *Klassenliebe* (1973) über Margot Schroeders Entwicklungsroman einer Aktivistin der Neuen Frauenbewegung *Der Schlachter empfiehlt immer noch Herz* (1977) und Jutta Heinrichs *Das Geschlecht der Gedanken* (1977) mit seiner ebenso analytisch klugen wie kämpferischen Protagonistin bis hin zu Svende Merians linksalternativ-feministischem Beziehungsroman *Der Tod des Märchenprinzen* (1980). Wie Behrens zu Recht betont, „ergaben sich in den 1970er Jahren zahlreiche Konfliktlinien zwischen verschiedenen Standpunkten innerhalb der Frauenbewegung“. Und diese schlugen sich auch in den literarischen Werken ihrer Aktivistinnen nieder. So war *Häutungen* zwar nicht paradigmatisch für die Neue Frauenbewegung. Eines ihrer wichtigsten Bücher war es allerdings zweifellos.

Bachmanns *Ein Schritt nach Gomorrha* wiederum wird von Kathrin Witter einer ebenso genauen wie instruktiven Lektüre unterzogen. Als „zentrale Kategorie zur Deutung der Erzählung“ macht sie den „dialektische[n] Begriff von Subjektivität“ aus, wie er von Max Horkheimer und insbesondere Theodor W. Adorno in seinem Buch *Negative Dialektik* entfaltet wurde. Subjektivität beinhalte dieser dialektischen Begriffsbestimmung gemäß „sowohl das Versprechen von Universalität [...] als auch die Notwendigkeit eines Anderen, auf dessen Negation die Konstitution als Subjekt beruht“. *Ein Schritt nach Gomorrha* „verhilft“ Witter zufolge „dieser Dialektik zum Ausdruck und löst so die klassische geschlechtliche Rollenzuschreibung auf“, indem es „von einem Versuch der Emanzipation aus der Enge der Ehe und den Unwegsamkeiten der Subjektivierung sowie von der Unmöglichkeit partikularer Befreiung“ erzählt.

Eben darum wurde die Analyse der Erzählung unter die Rubrik „Sexualität und Herrschaft“ und nicht unter „Sexualität und Utopie“ subsumiert, in der sich Julia Meta Müller der „utopischen Freisetzung der Produktivkraft Sexualität“ in Irmtraud Morgners nachgelassenem Romanfragment *Der Schöne und das Tier* zuwendet, um „anhand dieses einzelnen Werkes die universelle Forderung Morgners nach einem vollständig transformierten Menschengeschlecht nachzuzeichnen“. Diese bestehe im „Einzug der Freiheit in ein erstarrtes System von biologischen Geschlechtszuweisungen und den daraus hervorgehenden gesellschaftlichen Rollenbildern“.

Positiv hervorzuheben ist auch Vojin Saša Vukadinovićs kluge und genaue Analyse von Monique Wittigs leicht hermetischem Werk *Les Guérillères*. Der eigentlichen Untersuchung des Textes hat er einen informativen biographischen Abriss der französischen Feministin vorangestellt und eine ebenso vehemente wie berechtigte Kritik an der deutschen Übersetzung angefügt, in der er der Übersetzerin „begriffliche Sabotage“ vorwirft, sodass „Wittigs wichtigste literarische Arbeit in einen differenzfeministischen Gebrauchsartikel umfunktioniert [...]“ wurde. Vor allem aber verteidigt Vukadinović Wittig gegen die feindliche Übernahme, zunächst durch den Differenzfeminismus und später durch die (Butlersche) Queer Theory, um schließlich selbst „konzise Einsprüche“ gegen ihr Buch zu erheben. Nebenbei macht er auf eine „Spur“ aufmerksam, die „von Marcuse zu Wittig reicht“. Sie nahm ihren Anfang mit Wittigs französischer Übersetzung von Marcuses *Der eindimensionale Mensch*.

Etliche der Beiträge des vorliegenden Bandes kritisieren nicht nur implizit oder explizit die vorherrschende Entwicklung der Queer Studies, sondern zeigen, dass sie auf dem Feld der Literaturanalyse auch heute noch erkenntnisstiftend wirken können, so sie sich denn auf ihre emanzipatorischen Anfänge zurückbesinnen.

Rolf Löchel

(Erstveröffentlichung in <https://literaturkritik.de/wolfsexlit-zurueck-zu-den-wurzeln,26587.html>)

Bernd Nissen / Uta Zeitzechel (Hrsg.)

QUEER(ES) DENKEN
 IN DER PSYCHOANALYSE

Eine Kontroverse zu G. Hansbury:
 Das maskuline Vaginale –
 An der Grenze zu Transgender

Beiheft 28
 JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE
 frommann-holzboog

Nissen, Bernd, Uta Zeitzechel (Hg.), *Queer(es) Denken in der Psychoanalyse. Eine Kontroverse zu G. Hansbury: Das maskuline Vaginale – An der Grenze zu Transgender*, Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 28, Frommann-Holzboog, Stuttgart 2019, 106 S., br., 28 €

Die 2015 mit dem *Ralph Roughton Award* der *American Psychoanalytic Association* ausgezeichnete Arbeit des New Yorker Psychoanalytikers Griffin Hansbury „The Masculine Vaginal: Working with Queer Men’s Embodiment at the Transgender Edge“ (Deutsch: „Das maskuline Vaginale und seine Verkörperung bei queeren Männern an der Grenze zu Transgender“) wurde erstmalig im renommierten *JAPA* veröffentlicht und ist seither international Diskussionsgegenstand psychoanalytischer Communities. Auch das aktuelle Beiheft des *Jahrbuchs der Psychoanalyse* reiht sich in die Diskussion ein und lässt neben dem Abdruck der Arbeit von Hansbury – welche ein radikales queeres Denken auf etablierte psychoanalytische Konzepte treffen lässt – diese von den bekannten Psychoanalytikerinnen Dana Amir, Leticia Glocer Fiorini sowie den Psychoanalytikern Howard B. Levine, Franco De Masi und Bernd Nissen in kurzen Beiträgen kommentieren.

Zentral für Hansburys’ Beitrag ist sein Konzept des Vaginalen, das er als symbolisches Pendant zum Phallischen begreift, das losgelöst vom sozialen und biologischen Geschlecht vom Subjekt erfahren werden kann. Das transmoderne Anliegen des Autors ist somit eine Konzeptualisierung, welche es ermöglicht, „das Vaginale vom ausschließlich Weiblichen abzukoppeln“ (17). Sein Konzept erhebt sich dabei über das „rein Theoretische hinaus bis zum realen körperlichen Erleben“ (ebd.), was er in Folge anhand eines Einzelfallbeispiels veranschaulicht. Die postmoderne, dekonstruktivistische Sichtweise des Autors überwindet somit das von Freud postulierte Schicksal der Anatomie, indem er dem Körper seiner Analysanden zwar eine „wichtige Rolle“ (26) zuschreibt, die jedoch auch ohne chirurgische Eingriffe als „nicht unveränderlich“ (ebd.) erachtet wird. Hansbury insistiert, sich den seiner Ansicht nach unzureichenden vorherrschenden binären und multiplizitären Modellen zu verwehren, und konzipiert einen gequeerten Körper, der „eine nicht euklidische geometrische Form an[nimmt], eine Art komplexe Vielfalt von Kurven und Reibungen“ (27).

Hansbury lokalisiert den psychischen Möglichkeitsraum dieses Erlebens durch die *transgender edge*, jenem „[...] Schwellenraum, [...] Übergangsraum, [...] Spielraum“ (16), in dem „Körperteile und Genderaspekte miteinander kollidieren und verschmelzen“ können und der nicht ausschließlich von Transgender-Patienten, sondern seinem Fallbeispiel folgend auch von Cis-Gender-Männern erschlossen werden kann.

Seine Überlegungen veranschaulicht Hansbury anhand einer Kasuistik eines schwulen männlichen Cis-Genderpatienten (Kevin), der in seiner sechsjährigen Analyse, im Rahmen seiner Körperfantasien seinen Anus als „Fotze und mal als Muschi“, als das maskuline Vaginale, erlebt. Nach einer kurzen Einführung in die Behandlung, beleuchtet er die in der Literatur diskutierten Fantasien und sexuellen

Spielarten schwuler Männer in actu, in welcher der Anus als Vagina wahrgenommen wird, gleichsam bekräftigt er sein theoretisches Axiom, dass es sich bei seinem Fallbeispiel und der um dieses gewobenen theoretischen Konzeption um eine genuin vaginale Symbolik handelt.

Folgend führt der Autor seine Gedanken zur vaginalen Kastrationsangst aus, eben jener Furcht verschlossen und des eigenen Innenraumes beraubt zu werden. Die theoretischen Exkurse werden stets an die dargestellte Behandlung rückgekoppelt, auch mit seinem Analysanden Kevin arbeitet Hansbury diese archaische Angst heraus. Während die vaginale Kastrationsangst zunächst in einem konkretistisch anmutenden Sinne präsentiert wird, scheint er sie im weiteren Verlauf eher metaphorisch zu begreifen, wenn er sie zunächst als drohende und schlussendlich reale Sanktion bezüglich eines nicht gendergerechten bzw. gendernormativen Verhaltens (des Kindes) begreift.

Keins Analyse, die von massiven Gefährdungen des Patienten, bis hin zu einer HIV-Infektion, begleitet wird, endet mit der Einschränkung des sexuell riskanten Verhaltens (als auch des Drogenkonsums, der irritierenderweise nur passager erwähnt wird, scheint es doch auch in der präsentierten Sexualität suchtcharakterologische Merkmale zu geben).

Bei der Lektüre wird Hansburys Wunsch deutlich und schlussendlich auch artikuliert, die (psychoanalytischen) Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit aufzulösen. Dabei ist es eben jene Binartität, die Hansbury zur Verdeutlichung seiner Konzeptualisierung wiederholt bemüht, sodass die Frage, ob und wie das psychoanalytische und insbesondere das das Sexuale betreffende Denken im kategorialen Verzicht und Verzicht zur Geschlechterreferenz überhaupt möglich ist. Seine Konzeptualisierung mit dem Anspruch der Fluidität und der Gleichzeitigkeit oszilliert immer wieder zwischen den Polen von männlich und weiblich, aktiv und passiv. Die Falldarstellung ist geprägt von einer expliziten Sprache, die mit Blick auf den gegenwärtigen Kanon psychoanalytischer Publikationen, gewiss als provokant begriffen werden kann, eben jener „Sprache des erregten Erlebens, [die auch] die Gefahr läuft, in eine gemeinsame Erregung zu verfallen“ (11). Auch wenn Hansbury wiederholt das Übertragungs-Gegenübertragungs-Geschehen der explizierten Behandlung thematisiert, entsteht der Eindruck, wie auch durch spätere Kommentare angemerkt, dass einige Verwicklungen, Kollusionen und blinde Flecken dabei unreflektiert und unbearbeitet bleiben.

Leticia Glocer Fiorini befürwortet zunächst Hansburys Absicht „über die traditionellen Dualismen hinauszugehen“ und hebt den Vorschlag des Autors hervor, die *transgender edge* als universelle Kategorie anzusiedeln, die sich nicht nur auf „verkörperte Erfahrung[en]“ von Transgender-Patienten beschränkt (50). Sie unterstreicht die Dekonstruktion gängiger theoretischer Denkmodelle als Voraussetzung für

neue axiomatische Konstruktionen, erkennt jedoch auch, dass „die Benennung ‚das Vaginale‘[...] die Gefahr in sich [birgt], wieder in die zuvor genannte Dichotomie zurückzufallen“ (52), diese gar zu bekräftigen (vgl. 53).

Dana Amir kommentiert den Hauptbeitrag in Rückgriff auf ihr Konzept der lyrischen Dimension, eines psychischen Raumes, der für „die Integration zweier Erfahrungs-/Perzeptionsweisen verantwortlich ist“ (59): Die Integration eines kontinuierlichen Modus, sowie eines emergenten Modus, der im Gegensatz zum erstgenannten das Unvorhersehbare und Unerklärte der Welt beinhaltet. In Bezug auf ihre Denkfigur zeigt sie das Unvermögen psychoanalytischer Theorie auf, Konzepte wie das Vaginale zu denken, da der kontinuierliche Modus – vorherrschend in aktuellen theoretischen Konzeptionen – den emergenten zu überlagern oder gar zu ersticken (vgl. 60) vermag. Die Integration der Modi versagt, der kontinuierliche Modus zeigt sich als vorrangig. In ihrer am Bion'schen Denken geschulten Ausführung identifiziert Amir die Kritik an Hansburys Konzeptualisierungen als repressiven Mechanismus sich der Wiederkehr des Verdrängten anzunehmen: „Aber das wahre Versagen, um das es ging, war nie das Versagen der Verdrängung durch das Transsubjekt, sondern das Versagen der Psychoanalyse ‚Trans‘ zu denken.“ (61).

Während die ersten beiden Kommentatorinnen das Potential der Arbeit hervorheben, insbesondere um neue metatheoretische Implikationen zu prüfen, beleuchten die folgenden Auseinandersetzungen die Leerstellen und Widersprüche der Arbeit.

In Howard B. Levines Kommentar „Nachdenken über Gender – Politik Polemik und psychische Realität“ diskutiert der Autor, ob es sich in der durch Hansbury angeführten *transgender edge* überhaupt um ein Novum, oder lediglich um eine Reformierung eines bereits bestehenden psychoanalytischen Konzeptes handelt. Des Weiteren kritisiert er die Einengung Hansburys auf seine Konzeptualisierung und sensibilisiert für die daraus resultierenden blinden Flecken. In Anlehnung an Freud führt er aus, wie sich „das gesprochene Wort nicht nur [als] Träger von lexikalischen Inhalten und manifester Bedeutung“ (68) erweist, und bemängelt, dass durch Hansburys Setzungen eine potentielle Einschränkung bezüglich möglicher Deutungen entstehe. Sein Plädoyer für eine Offenheit auf Grundlage einer unendlichen Plastizität von Bedeutungen (vgl. 70) sowie die Notwendigkeit, die Gegenübertragung wiederholt kritisch zu hinterfragen, werden durch Levine hervorgehoben.

Franco De Masi identifiziert zunächst die Unbestimmtheit des Begriffs des Vaginalen, welche es Hansbury erlaubt, „alle möglichen Hypothesen auf verschiedenen Ebenen“ (74) zu formulieren, um somit final auch die etablierten Gendertheorien zu überwinden. De Masi argumentiert entschieden, dass die Schilderungen des vorgestellten Analysanden Kevin – das Phantasieren des Anus als Vagina – als dysmorpho-

phobischen Wahn (ebd.) zu betrachten seien. Des Weiteren kritisiert er, den klinischen Nutzen des Denkmodells anzweifeln, die Behandlungstechnik des New Yorker Analytikers und deutet den Fall Kevins als eine „schwere Sexualisierung der Psyche“ (76), welche entgegen der präsentierten Behandlungstechnik einer anderen Form bedürfe. Letztlich folgert De Masi, dass „die Theorie des Vaginalen nicht im Patienten entstanden zu sein scheint, sondern in der Psyche des Analytikers als Residuum einer eigenen persönlichen Problematik.“ De Masi benennt zudem Hansburys Verstrickungen, die er als Kollusion und Allianz herausarbeitet.

Der Band schließt mit dem Kommentar des Mitherausgebers Bernd Nissen, der Hansburys Gleichsetzung der Vorgänge des Phantasierens und Phantomisierens mit dem Vorgang des Realisierens zunächst skizziert (87). Nissen argumentiert, dass Hansbury in seiner Ausarbeitung eine unhintergehbare Grenze ignoriert – die durch eine Geschlechtsumwandlung gegebenenfalls übertreten werden kann – da sexuelles Erleben, phallisch als auch vaginal, einer genitalen Realisierung bedarf, um „psychisch erfahrbar und strukturell-dynamisch integrierbar zu werden“ (ebd.). Nissen geht es dabei nicht darum, das Empfinden und psychische Erleben des Patienten in Frage zu stellen, sondern zu betonen, dass das „körperliche vaginale Empfinden [...] an sein anatomisches Vorhandensein gekoppelt“ (88) bleibt.

Auch Nissen betrachtet das Behandlungsgeschehen kritisch und formuliert die Frage, „ob Analytiker wie Analysand [sich] in eine Als-ob-Dynamik begeben [haben]“, gefangen in einer „gemeinsam erzeugten Erregung“ (96). Nissen, der Zuspruch, Lob und Billigung der Arbeit und die wiederholte Veröffentlichung auch als möglichen Versuch versteht, die „unprofessionelle und beschämende Haltung in der Homosexualitätsdebatte“ (84) unter keinen Umständen auf einem anderen Schauplatz des Sexuellen zu wiederholen und zu einer erneuten Pathologisierung beizutragen, versteht, resümiert, dass „[e]ine queere Behauptung, der Selbstdefinition als einzig zulässige ‚Identitätserklärung‘ [...] im Psychoanalytischen nicht möglich“ (92) sei. Er betont die Relevanz des Verstehens und des Durcharbeitens sexueller Phantasien, Erlebensweisen und Strebungen, sowie das entschiedene Entgegenstellen gegen eine (erneute) Pathologisierung dieser, erklärt eine „Beliebigkeit von Deutungen“ (92) jedoch als unzulänglich.

Mit seinem Aufsatz leistet Hansbury einen wichtigen Beitrag dazu, die Psychoanalyse in Beziehung zu den *Queer Studies* zu setzen und es erweist sich als gewinnbringend, die metatheoretischen Konzepte der Psychoanalyse kritisch auf den Prüfstand zu stellen. Die Arbeit Hansburys, die „sprachlich, konzeptionell und behandlungstechnisch provokant ist“ (11), bietet meines Erachtens genau diese Möglichkeit. Die theoretischen Ungereimtheiten, die sich in einer radikalen postmodern-dekonstruktivistischen Lösung unterschwellig zeigen, werden kritisch herausgearbeitet und

kommentiert. Die Komposition des Bandes ermöglicht einen zu begrüßenden lebendigen Diskurs, der das Potential, deutlich aber auch die Grenzen der preisgekrönten Arbeit pointiert herausarbeitet und somit zu der notwendigen Fortführung der Kontroverse einlädt.

Maximilian Römer (Berlin)



Hocquenghem, Guy, *Das homosexuelle Begehren*, hgg. u. mit einem Nachwort versehen v. Lukas Betzler u. Hauke Branding, aus d. Franz. v. Lukas Betzler u. Hauke Branding, auf Basis der Erstübersetzung v. Burkhard Kroeber v. 1974, Edition Nautilus, Hamburg 2019, 200 S., br., 18 €

Nachdem er lange vergessen schien oder aus der kollektiven Erinnerung der von Außenseitern der Gesellschaft zu integrierten, verpartnerten und angepassten Akteuren gewandelten gleichgeschlechtlich Liebenden verdrängt worden war, ist Guy Hocquenghem nun zurück. Heinz Jürgen Voß und Rüdiger Lautmann brachten Texte und Theorien aus seiner Feder 2018 in einem Sammelband in die geschlechterpolitische Debatte der Gegenwart (Voß, Heinz-Jürgen [Hg.], 2018. *Die Idee der Homosexualität musikalisieren. Zur Aktualität von Guy Hocquenghem*, Psychosozial-Verlag, Gießen, vgl. *Sexuologie* 2018, 25 [1–2], 103–106).

Hocquenghems hierzulande als zentral begriffener Text „Das homosexuelle Begehren“ aus dem Jahre 1974 wird im vorliegenden Buch präsentiert und von den Übersetzern neu verortet. Der Text ist in fünf Kapitel unterteilt, denen Einleitung, Schlusskapitel und das Nachwort der Herausgeber sowie Literaturverzeichnis und Personenregister beigeordnet sind.

Historische Texte entfalten je nach Verortung des späteren Lesers ihre ganz eigene Dynamik, Brisanz, Tragik oder Komik. Hocquenghem schreibt von einer „kapitalistischen Gesellschaft“, welche die Homosexuellen ebenso erzeuge wie die Proletarier (13). Die Dynamiken einer Dienstleistungsgesellschaft und der Selbstoptimierung von Scheinselbständigen ist ihm noch unbekannt. Die Unterscheidung in Männer und Frauen wird nicht hinterfragt. Anstelle gendertheoretischer Überlegungen widmete sich der französische Soziologe im Jahre 1974 eher der Frage, wie und warum Homosexualität pathologisiert wird – denn in den 1970er Jahren war dies noch völlig üblich bei den allermeisten politischen, gesellschaftlichen und medizinischen Akteuren in Frankreich.

Die Furcht, eine Anerkennung des homosexuellen Begehrens, würde die heterosexuelle Familie und somit die Grundlage der westlichen Zivilisation nachhaltig beschädigen, war allgegenwärtig (23). Die Bestrafung schwulen Sexes war ein Erbe des Vichy-Staates aus dem Jahre 1942, das die nachfolgende vierte und fünfte Republik jedoch beibehalten hatten. Unterstützung erfuhren sie hierbei von heilungswütigen Ärzten. Getrieben von einer quasireligiösen Gläubigkeit in den naturwissenschaftlichen Fortschritt, stand die etablierte Linke hier nicht abseits. Ökologische Gedankengänge, die eine Bewahrung des Bestehenden bei gleichzeitiger Gewährung von Freiheiten beinhalteten, waren in den frühen 1970er Jahren in Frankreich bei politisch Verantwortlichen noch völlig unbekannt.

Hocquenghem arbeitet sich an der Psychoanalyse Freuds, ihren Denkmodellen und Fluchtmöglichkeiten aus dem hermetischen Biologismus seiner Zeit ab. Er verbindet die Überlegungen eines Sandor Ferenczi mit der kapitalistischen Ausbeutung (77) und macht deutlich, dass die Reinlichkeit des männlichen Hinterteils symbolhaft für die gesellschaftliche Ordnung Frankreichs stehe. Homosexualität symbolisiere für die französische Öffentlichkeit Identitätsverlust und die Unmöglichkeit, dem bestehenden System sinnvoll dienlich zu sein. Der homosexuelle Mann kann aktiv und passiv gleichermaßen sein, er entziehe sich festen Einordnungen (115).

Als zeitgenössischer Verbündeter in der Demaskierung der Verhältnisse dient Hocquenghem der Schriftsteller und Philosoph Jean-Paul Sartre, dessen Essentialismus heute angesichts des Erfolges des von Michel Foucault präferierten Konstruktivismus völlig aus der Zeit gefallen zu sein scheint. Dies macht auch zugleich den Unterschied zwischen Hocquenghem und Foucault deutlich: letzterer setzt auf die Analyse der Geschichte, ersterer will die Gegenwart verändern, weil die Geschichte vor Freud keine Bezugspunkte biete.

Hirschfelds Werk wird kurz gestreift (125), Wilhelm Reich als homophober Sexist verworfen – was Hocquenghems zeitgenössischer Rezeption erheblich geschadet ha-